

Assoziatives Schreiben

Von Black_Taipan

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1: Satz Nr. 01 - Es gab weder Klingel noch Türklopfer	2
Kapitel 2: Satz Nr. 02 - Über den Wolken	5
Kapitel 3: Satz Nr. 03 - Kuhgespräche	11
Kapitel 4: Satz Nr. 04 - Moldau	12
Kapitel 5: Satz Nr. 05 - Polizistenschicksal	13
Kapitel 6: Satz Nr. 06 - Wein und Kuchen	16
Kapitel 7: Satz Nr. 07 - Klettern für Anfänger	20
Kapitel 8: Satz Nr. 08 - Krimilektüre unter dem Birnenbaum	22
Kapitel 9: Satz Nr. 09 - Das Alkoholtrauma	24
Kapitel 10: Satz Nr. 10 - Sichuanpfeffer-Raketenantrieb	25
Kapitel 11: Satz 26 - Konfuzius und der Spiegel der Welt	27
Kapitel 12: Satz 29 - Auf hoher See	29

Kapitel 1: Satz Nr. 01 - Es gab weder Klingel noch Türklopfer

Es gab weder Klingel noch Türklopfer.

Und auch keinen Briefkasten.

Lachlan runzelte die Stirn und warf erneut einen Blick auf den Zettel in seiner Hand. Tatsache. Es war die richtige Wohnung.

Die blaue Tür vor ihm sah ziemlich massiv aus. Ob der Bewohner dieser Wohnung überhaupt sein Klopfen hören würde?

Unsicher hob der junge Mann die Hand. Er hatte die Tür noch nicht einmal berührt, als sie mit lautem Quietschen aufgerissen wurde und ihm eine monströse Stimme entgegen schrie:

„Was kann ich für Sie tun?“

Lachlan öffnete vorsichtig seine Augen wieder, die er bei dem stürmischen Ausbruch reflexartig geschlossen hatte. Eine Frau stand ihm gegenüber.

Und sie trug ein Hochzeitskleid.

„Ähm. Ich...“

Er kam gar nicht dazu weiter zu sprechen. Die Braut stampfte auf ihn zu.

„Du störst. Ich möchte nichts kaufen. Verzieh dich!“

Lachlan lächelte schief und schüttelte den Kopf. „Ich bin ein Postbote.“ Entschuldigend wies er auf sein Motorrad mit dem gelben Anhänger, das vor dem Haus brav auf ihn wartete. „Ich verkaufe nichts. Ich möchte Ihnen nur diesen eingeschriebenen Brief bringen und brauche dafür Ihre Unterschrift.“

Er reichte ihr das dicke Kuvert und das Formular mit einem Stift.

Die Frau in Weiss starrte ihn mehr als verwirrt an. Ihre Hochsteckfrisur sah alles andere als professionell aus, denn unzählige Strähnen ihres roten Haares standen ungeordnet nach allen Seiten ab. Sie schien nicht gewillt zu sein das Formular zu unterzeichnen. „Was soll ich damit?“, knurrte sie mit tiefer Stimme.

Lachlan seufzte. „Das ist ein eingeschriebener Brief, den ich ihnen persönlich überreichen muss. Daher die Unterschrift.“

Sein Blick fiel auf das Brautkleid. Überall waren kleine Risse zu sehen, kombiniert mit undefinierbaren braunen Flecken.

Eine seltsame Kundin.

Ihm kam eine Frage auf. „Warum haben Sie gemerkt, dass jemand vor der Tür stand? Es gibt ja keine Klingel und...“ Er biss sich auf die Lippen. Eigentlich ging es ihn ja nichts an. Er war nur der Postbote.

Sie starrte ihn an.

Und hatte immer noch nicht unterschrieben.

„Vergessen Sie die Frage, unterschreiben Sie einfach. Ich muss weiter.“

Er fror und spürte ihren eisigen Blick auf sich. Sie hatte Augen, die wie Gletschereis leuchteten.

„Was steht in dem Brief drin?“

Genervt schloss er die Augen um sich zu beruhigen.

„Das weiss ich nicht, ich habe ihn nicht gelesen.“ Er sah ihren überraschten Blick und fühlte sich sofort in seiner Ehre als Postbote verletzt. Er zischte: „Ich *bringe* die Post nur, ich lese sie nicht!“

Es war ja eines, dass man ihn mit einem dieser Haustürverkäufer verwechselte, obwohl er ständig mit dieser gelben Jacke wie ein Bienchen herumdüsen musste, aber dass man ihn verdächtigte fremde Post zu lesen, war der Gipfel der Unverschämtheit. Sie reagierte allerdings auf seinen kleinen Ausbruch nicht, sondern überflog kurz das Formular, das er ihr schon vor einer halben Ewigkeit in die Hände gedrückt hatte.

Lachlan fuhr sich durch seine schwarzen Haare, kratzte sich am Kopf. Nach einer weiteren Welle des Schweigens meinte er schliesslich: „Wenn Sie nicht unterschreiben, muss ich den Brief wieder mitnehmen.“

Wie ein geängstigtes Kind starrte sie ihn plötzlich mit Riesenaugen an und ihr rundes Gesicht wurde kalkweiss.

„Nein...“ Ihre Stimme, die zuvor noch laut und brüllend geklungen hatte, verlor jegliche Stärke, wurde zu einem leisen Flüstern.

Lachlan wurde immer verwirrter. Was ging hier vor?

„Warum wollen Sie denn nicht unterschreiben?“, fragte er vorsichtig, in der Hoffnung, doch noch bald verschwinden zu können.

Sie trat etwas zurück und hielt noch immer das Formular und den Brief in der Hand.

Zwei Haarklammern fielen aus ihrer Frisur, landeten scheppernd auf dem Steinboden, als sie mit den Schultern zuckte.

Irgendwie sah sie sehr blass aus.

„Ist alles in Ordnung mit Ihnen?“

Die Braut nickte vorsichtig, aber Lachlan hatte den Eindruck, als würde sie noch bleicher werden. Erneut versuchte er, endlich seine Unterschrift zu bekommen und seinen Auftrag erfüllen zu können. „Von wem ist der Brief denn?“

Als hätte er sie erst jetzt auf die Idee gebracht, suchte sie auf dem Kuvert den Absender.

Ihre Hände begannen zu zittern und sie liess den Brief fallen.

„Nicht von ihm...“ Sie schüttelte unwillig den Kopf, zupfte an ihrem Schleier herum.

„Hm...?“ Lachlan trat näher und besah sich den Absender.

Sie murmelte: „Er heisst Matthias, nicht Marc.“ Und dann bildeten sich Tränen in ihren Augen. „Er hat es doch versprochen...“

„Was hat er versprochen...?“, hakte er nach. Zu lange hatte er hier ausharren müssen – nun wollte er auch wissen was hinter der ganzen Sache steckte.

Die Rothaarige blickte ihn mit ihren hellblauen Augen traurig an. „Er wollte zurückkehren und mich heiraten.“ Ihre Lippen bebten.

„Es ist wohl zu spät. Er hat mich vergessen...“

In Panik sah Lachlan, wie sich die junge Frau vor ihm in Luft auflöste. Sie wurde durchsichtiger, wurde zu Nebel. Wie zu Eis erstarrt blieb er stehen, betrachtete die Stelle, an der sie zuvor noch gewesen war.

Ein kalter Wind blies durch das Haus und der Postbote zog irritiert den Jackenkragen höher.

Der Brief und auch sein Formular waren verschwunden.

„Und mein Lieblingskugelschreiber...“, grummelte Lachlan.

Er drehte sich um und verschwand rennend aus dem Haus.
Gruselgeschichten waren definitiv nicht nach seinem Geschmack.

Kapitel 2: Satz Nr. 02 - Über den Wolken

Sofie zuckte mit den Schultern. Dann legte sie nachdenklich eine der dicken, roten Bohnen in die Schale vor sich und murmelte: „Ich gehe mit.“

Andrian, der rechts von ihr sass, warf ihr einen verwirrten Blick zu. „Dir ist schon bewusst, dass du soeben eine deiner letzten Bohnen gesetzt hast?“ Sie ignorierte ihn würdevoll und strich sich galant eine Locke hinters Ohr. Seine Tipps waren zwar lieb gemeint, aber sie spielte nicht zum ersten Mal Poker und selbst, wenn sie bisher nur selten eine Wettrunde gewonnen hatte, brauchte sie dennoch keine Hilfeleistungen. Aneirin legte stumm ebenfalls eine Bohne in den Wettepot. Sein Gesicht war emotionslos, eine Maske. Die Captainmütze warf tiefe Schatten über seine Wangen und die Augen lagen im Dunkeln. Er warf ihr einen kurzen Blick zu, dann wandte er sich an Megan, welche als letzte in der Reihe noch ihre Entscheidung treffen musste. Das blonde Mädchen biss sich angestrengt auf die Lippen, war einen unruhigen Blick auf die auf dem Boden liegenden Karten, nur um danach umso emsiger auf ihre Handkarten zu starren. Es sah fast so aus, als wolle sie sie durch Hypnose dazu bringen eine andere Form anzunehmen. Ihre Wangen wurden rot und...

„Megan, schummeln gilt nicht!“, rief Andrian mit Zornesröte auf den Zügen.

Die Dreizehnjährige war ihm einen Blick voller Entrüstung zu. „Ich schummle nicht.“

Nun konnte sich auch Sofie nicht mehr zurückhalten. „Und ob du schummelst, meine Liebe. Die Zwei der Herzen ist in deinem Ärmel gut zu sehen.“

Megans Gesicht nahm noch dunklere Färbungen an, aber im Gegensatz zu dem ihres wütenden Mitspielers vor Scham.

„Und sowieso, Poker zu spielen war eure Idee...“, knurrte sie und warf mit Wucht eine Bohne in die Schale.

Aneirin, der sich bisher an der Diskussion nicht beteiligt hatte, rollte mit den Augen und zog sich die Mütze nur noch tiefer ins Gesicht.

„Was willst du sonst machen? Wir fliegen über das Meer und werden mit Sicherheit erst in zwei oder drei Tagen wieder Land sehen. Irgendetwas machen müssen wir ja, um uns die Zeit zu vertreiben.“

Megan nickte zwar, schien aber durch die Worte des Kapitäns nicht wirklich überzeugt worden zu sein. Ihr gerades Haar wurde vom Wind wirr zerzaust.

„Wo werden wir landen, wenn wir dieses Meer überquert haben?“

Aneirin blickte auf. „Wenn der Wind sich nicht gross gedreht hat, werden wir in der Bretagne wieder Land unter uns sehen.“

Megan kicherte und strich über ihre Baumwollhosen. „Ich finde diese ganze Reise unglaublich toll!“

Das tiefe Brummen von Seiten ihres Bruders störte sie nicht. „Du hättest gar nicht mitkommen dürfen! Du bist noch zu jung!“

„Na und? Ich bin alt genug! Andrian und Sofie dürfen schliesslich auch mit!“ Vor Aufregung tanzte Megans helle Mädchenstimme auf und ab.

Aneirin entgegnete hart: „Du warst schon dabei, wenn ich zu Hause etwas herumgeflogen bin!“

„Aber ich wollte nach Frankreich.“

Aneirin seufzte. Statt allein übers Meer zu fliegen, hatten sich plötzlich drei

Passagiere bei ihm eingenistet. Nicht, dass er ihre Mitfahrt nicht schätzte, aber er hätte sich eine solche Reise ohne böse Überraschungen gewünscht.

Schliesslich legte der Rotschopf der Truppe - um die gespannte Stimmung etwas zu dämpfen - seine Bohne in den Pot und fragte: „Kann ich die nächste Karte legen?“. Nach einem unisono Nicken der ganzen Crew, die froh über die Fortsetzung des Spieles war, nahm Andrian, der den Croupier mimte, den Kartenstapel, legte eine Karte zur Seite und nahm dann die nächste, um sie zu den drei schon liegenden Karten zu legen.

„Und ihr werdet sehen, meine Herz-Zwei wird euch noch alle flachlegen...“, folgte noch der Kommentar der Schummlerin.

Drei der Balloninsassen schüttelten den Kopf über die seltsame Wortwahl des jüngsten Passagiers, einigten sich aber stumm darauf das bereits überhitzte Gemüt Megans nicht noch mehr durch eine belehrende Bemerkung in Rage zu versetzen.

„Eine Pik Zwei...“, sagte Andrian schlicht.

Sofie warf Megan einen bösen Blick zu. „Warte, dein One Pair wird dir nichts nützen.“ Sie starrte auf ihre beiden Handkarten, dann besah sie sich die offen liegenden Karten. Sie brauchte einen König oder eine Queen, sonst konnte sie Megans lausiges Zweier-Paar nicht niederwerfen.

Kurz entschlossen ging sie mit und warf eine Bohne in den Topf.

Aneirins Reaktion liess seltsam lange auf sich warten.

Sie warf einen Blick zur Seite. Der Führer hielt den Kopf erhoben und schien zu lauschen. Seine Aufmerksamkeit galt nicht mehr dem Spiel.

„Der Wind hat gedreht“, meinte er dann nur kurz, er erhob sich rasch und blickte mit von Besorgnis geweiteten Augen auf die scheinbar unendlichen Weiten des Ozeans hinab.

Nachdenklich hielt er das Fluglot in der Hand. „Wir sinken“, war sein schlichter Kommentar, dann begann er einen der Sandsäcke zu lösen.

Sofort war der Rest der Crew auf den Beinen. Spielkarten wirbelten durcheinander, die Schale mit den gesammelten Wettbohnen fiel um und ergoss ihren roten Inhalt über den ganzen Ballonboden.

„Warum sinken wir?“, quiekte Megan und zupfte unruhig an ihrem weissen Hemd herum.

Aneirin griff nach einem kleinen Gerät und zeigte danach das Uhrförmige Ding seinen Mitfliegern. „Der Luftdruck sinkt und wir verlieren an Auftrieb.“

„Oder aber Sofie hat mal wieder zuviel gegessen und wir werden durch ihr Gewicht nach unten gezogen...“ Andrians Bemerkung wurde mit einer Kopfnuss der Sparte Kickboxen bestraft. Die schwarzhaarige Täterin keifte: „Dein Galgenhumor ist in dieser Situation völlig unangebracht!“

„In einer anderen Situation wäre es auch kein Galgenhumor, meine liebe Sofie!“, brüllte der Angesprochene zurück.

Eine ruhige, aber ernste Stimme unterbrach die beiden Streithähne sofort. „Selbst wenn wir den Galgenhumor abwerfen, würden wir nicht aufhören zu sinken.“ Aneirin lehnte am Rand des Ballonkorbes und warf immer wieder besorgte Blicke auf die Runde Scheibe seines Barometers.

„Was können wir tun?“ Megan blickte bleich zu ihrem älteren Bruder hinauf.

Dieser zuckte mit den Schultern. „Alle Sandsäcke sind weg, wir sinken aber immer noch.“

„Und wenn wir den Rest unserer Ausrüstung auch noch hinab werfen?“
„Nicht meine Kosmetikkiste!“
„Das ist jetzt Galgenhumor!“
„Nein, ihr dürft sie nicht-...Ich meine es ernst!“

Selbst nachdem sämtliches Handgepäck für Experimente des freien Falls hatte von Bord gebracht werden müssen, änderte sich die Situation nicht.
Der Heissluftballon sank. Zwar nahm er sich dabei Zeit und liess unseren Helden so einige Momente in denen sie über das weitere Vorgehen diskutieren konnten. Doch er verkleinerte dennoch den Abstand zwischen sich und dem blauen Riesen unter sich.

„Was machen wir jetzt?“ Erneut war es Megan, die die wichtigste aller Fragen stellte. Aneirin liess verzweifelt den Kopf sinken und den anderen drei sank der Mut ebenfalls, als sie erkannten, dass ihr Kapitän ebenfalls aufgegeben hatte.

„Wollen wir noch eine Runde Poker spielen?“
Auf Andrians Vorschlag reagierte niemand.

„Hey, ich meinte es ernst!“

Sofie runzelte die Stirn und strich sich eine der schwarzen Locken hinters Ohr. Sie musterte ihren Freund besorgt. Hatte der nahende Tod ihn verrückt werden lassen? Sie kroch näher zu ihm, als ihr bewusst wurde, dass sie wirklich kurz vor den Toren des Todes standen. Die Erkenntnis frass sich erst langsam durch ihr Bewusstsein.

Sie würden sterben und Andrian wollte sie alle wohl nur aufheitern.

Sofern es in solch einer Situation überhaupt noch die Möglichkeit bestand, Erheiterung zu verspüren.

„G-Gut...“, schluckte sie und drückte seine Hand. „Ich möchte zumindest einmal einen Flush haben!“

Megan beobachtete dies mit verwirrtem Ausdruck. „Zuerst hauen sie sich ständig die Köpfe ein und nun sind sie wieder wie Romeo und Julia...“

Aneirin, der erst durch die Worte seiner Schwester aus den seinen Gedanken gerissen worden war, beobachtete die beiden mit einem bittersüssen Lächeln auf den Lippen. „So war es schon immer. In Krisensituationen sind die beiden ein Herz und eine Seele.“ Dann setzte er sich an seinen Platz zurück und sammelte stumm die Karten ein. Auch Megan kehrte in die Pokerrunde zurück und verteilte rote Bohnen, die sie als Pokerchips setzten.

„Ihr macht mit?“

Die Geschwister nickten, die nächste Runde begann.

Karten wurden verteilt und Bohnen gesetzt. Seufzer erklangen bei schlechten Handkarten und heimliches Kichern war zu hören. Der eine kratzte sich nervös am Ohr, der andere brannte mit seinem nachdenklichen Blick beinahe ein Loch in die Karten.

„Nun werden wir doch noch gefasst...“, murmelte Andrian und legte die vierte Karte in die Mitte. Das Pik Ass glänzte schwarz und bedrohlich auf dem mit einem Teppich bedeckten Ballongondelboden. „... wenn auch anders als erwartet“, fügte er noch hinzu.

„Besser Freiheit als in einem Gefängnis in Irland zu verrotten“, antwortete Sofie leise und legte ihren Einsatz in die Schale. Dann griff sie nach Andrians Hand.

Aneirin schluckte. Er hatte die beiden retten wollen und nun würde er in einer Weise für deren Tod verantwortlich sein.
Er hatte auf der ganzen Linie versagt.
So was wie er nannte sich Ballon-Käpitän.

Der Geruch nach Meer wurde immer stärker, Salz und Wasser lag schwer und gleichzeitig frisch in der Luft.
Er blickte auf seine Handkarten, sah das Karo As und der Pik Bube. Schweigend legte er eine seiner Bohnen in die Schale.
Zu was Freundschaft und Liebe einen zwingen konnten.
Er hatte ein One Pair mit den beiden Assen von Karo und Pik auf sicher, doch die Herz Königin gehörte ganz klar seinem Freund, dem rothaarigen König der Diebe. Er als kleiner Bube konnte sich mit den Pik-Luftballons die Königin nicht erkämpfen.
Er seufzte.

„Aneirin...“

*Er unterbrach seine Arbeit, blickte erstaunt auf. Sofie rannte auf ihn zu, hinter ihr konnte er die schwarz gekleidete Gestalt seines besten Freundes erkennen.
Geduldig wartete er, bis die beiden ihn erreicht hatten. Sie trugen kleine, aber schwer aussehende Taschen.*

„Fliegst du heute nach Frankreich?“ Ihre Stimme ging stockend und immer wieder warf die Schwarzhäarige einen unruhigen Blick um sich. Aneirin musterte Andrian und nickte vorsichtig. „Heute Nachmittag geht es los.“

Der Rothaarige kam auf ihn zu, liess eine schwere Tasche fallen und legte ihm die Hand auf die Schultern. „Kannst du uns mitnehmen?“

„Ich mache mich mitschuldig“, flüsterte Aneirin nur und zog sich die Kappe noch tiefer ins Gesicht. Er hatte gewusst, dass sein Freund Andrian sich zwischendurch als Dieb Taschengeld besorgt hatte. Befürwortet hatte er es nie, aber der Ballonfahrer liess ihn machen, so lange es bei kleinen Diebereien blieb und er nicht betroffen gewesen war.

Dies hier war anders.

Enttäuscht fügte er hinzu: „Warum verlangst du von mir, dass ich dir bei der Flucht helfe? Du weisst, dass ich dir unserer Freundschaft wegen zu Hilfe verpflichtet bin und du nutzt dies aus.“

Andrian senkte beschämt den Kopf. Er wusste, dass der andere recht hatte. Er brachte ihn mit in Gefahr.

Dann trat Sofie vor und sprach leise auf ihn ein: „Bitte, hilf uns.“

Aneirin getraute sich nicht, aufzuschauen. Ihre sanfte Stimme nur zu hören bezauberte ihn schon.

Schon nach ihren ersten Worten konnte Aneirin nicht mehr anders als ihr zu helfen. Und dabei wusste er nicht einmal, was die beiden verbrochen hatten.

„Ich fliege in einer Stunde; seid pünktlich da, es ist eure einzige Chance.“

Immerhin war Andrian sein bester Freund.

Und Sofie seine erste Liebe.

Der König und die Königin der Herzen.

Er als Pik-Bube gehörte nicht dazu.

Aneirin stutzte und starrte auf seine beiden Karten.
Ein Karo Ass und der Pik-Bube.

Und auf dem Boden, zwischen ihnen, lagen vier weitere Karten.
Pik-Ass, Pik-Sieben, Kreuz-Fünf und eine einsame Herz-Zwei.

Wie wäre es, wenn einer von ihnen noch aus dem Ballon springen würde?
Würde die Gewichtsverminderung den Ballon von seinem Absturz retten.
Er erhob sich und griff nach dem Barometer. Die Druckverhältnisse hier unten hatten sich etwas gebessert – vielleicht der Grund dafür, dass sie noch nicht abgestürzt waren?
Was, wenn er jetzt springen würde?
Er musste zwar Megan allein lassen und die drei würden dann für zwei Tage ohne seine Anweisungen auskommen müssen und den Ballon steuern, aber zumindest wären dann vielleicht drei von ihnen gerettet.
Er wollte nicht, dass sie starben.

„Bruder?“
Er hatte gar nicht gemerkt, dass ihm die Tränen gekommen waren. Die feuchten Spuren auf seinen Wangen ignorierend, erhob er sich.
„Also, wenn ihr wieder steigt, müsst ihr dafür sorgen, dass...“
„Hey?“
„Was meinst du?“
Aneirin beachtete ihre verwirrten Fragen nicht und begann die Grundregeln für die Steuerung eines Heissluftballons herunterzulassen.
„Was meinst du da? Willst du uns zeigen, wie man einen Ballon fliegt?“ Megan starrte ihn an.
Der Kapitän traute sich nicht, seine kleine Schwester nochmals anzuschauen. Seine selbst aufgebaute Überzeugung bröckelte. Schnell trat er an den Rand des Ballons.
„Macht's gut.“ Er musste es tun und er sprang.

Sechs Hände schnappten ihn.
„Spinnst du?“ Er fühlte sich auf den harten Holzboden gedrückt.
Er blickte in drei Gesichter voller Erschrockenheit, Besorgnis und Ärger.
Andrian meinte vorwurfsvoll: „Ich weiss ja, dass du gerne fliegen möchtest. Das bedeutet aber noch lange nicht, dass du dich aus dem Fenster stürzt, während Normalsterbliche schlafen!“
„Du kannst von Glück sprechen, dass wir durch dein Gepolter aufgewacht sind“, pflichtete ihm Sofie bei.
Aneirin setzte sich auf und fuhr sich äusserst verblüfft durch seine schwarzen Haare. Er fühlte sich wie gerädert – und gleichzeitig äusserst erleichtert.
Sie waren in ihrem Baumhaus, nicht einige tausend Meter über dem Meer.
Und sein bester Freund war kein Gauner, den er kurz nach Frankreich ins Exil bringen musste.
Es war ein Traum gewesen.

Er seufzte tief und erhielt dafür ein Schnauben aus dreier Leute Münder zur Antwort.
Dann strich ihn plötzlich eine Hand über die Wange. „Hast du geweint?“
Seine Freundin Megan machte sich ernsthaft Sorgen, doch Aneirin lief sofort rot an.
„N-nein, ich habe geträumt, ich müsse Zwiebeln schneiden...“
„Und danach musstest du eine Treppe hinaufsteigen oder wie...?“ Andrian musterte

ihn und grinste schief. Er glaubte ihm nicht.

„Glaubt doch, was ihr wollt!“ grummelte Aneirin. „Ich leg mich wieder hin.“

Nie und nimmer würde er den dreien erzählen, was er geträumt hatte.

Andrian würde sich über seine Heldennummer kaputt lachen.

Und dass Megan plötzlich seine kleine Schwester gewesen war, würde sie auch nur als kränkend empfinden.

Den Kopf schüttelnd, kroch unter seine warme Decke.

„Aneirin?“ Er blickte hoch und starrte in Sofies säuerliches Gesicht.

„Hm?“

Sie zeigte zum Fenster und stemmte danach die Hände in ihre Hüfte. „Wenn du das nächste Mal träumst, du müsstest kochen...“

„Ja?“

„Dann wirf bitte meine Kosmetikschachtel nicht aus dem Fenster!“

Zu dieser Geschichte habe ich ein paar Anmerkungen bezügl. des Pokers zu machen, da mir bewusst ist, dass nicht jedermann die Regeln für dieses Spiel kennt.

Die vier Ballonfahrer spielen "Texas Hold'em" - eine Spielvariante des Handpokers. Dabei besitzt jeder Spieler zwei Handkarten und für alle zugänglich werden nacheinander noch fünf weitere Karten in die Tischmitte gelegt.

Nun gilt es aus diesen insgesamt 7 Karten eine "Hand" aus fünf Karten zusammenzustellen - und je nach Konstellation besiegt man den anderen oder nicht.

Ein One-Pair sind beispielsweise zwei gleiche Karten z.B. Zwei Könige

Ein Flush sind fünf Karten der selben Farbe z.B. alle in Pik

Falls noch Fragen bestehen: Bitte melden - ich kann versuchen die Basics zu erklären (richtiges Pokern kann ich aber auch nicht xD)

Liebe Grüße

taipan

Kapitel 3: Satz Nr. 03 - Kuhgespräche

Vorwort

Auf der Suche nach Inspiration für Satz 03 habe ich einen Spaziergang gemacht und dabei zwei Kühe beobachtet, die in ein heftiges "Gespräch" vertieft waren. Ich habe mir versucht vorzustellen, über was sich die beiden wohl gerade unterhalten... Den Rest meiner merkwürdigen Gedanken lest ihr hier. :b

"Ehrlich gesagt möchte ich auch bezweifeln, dass er mich jemals anders wahrgenommen hätte, egal, wie ich mich betragen hätte."

Ich runzelte die Stirn und warf meiner Gesprächspartnerin einen irritierten und gleichzeitig auch etwas abschätzigen Blick zu. Ihre Lage wäre an sich eine bedauernswerte gewesen – Beziehungskrisen schadeten bekanntlicherweise dem Aussehen und der Psyche, rissen einen immer tiefer in die Depression und in Selbstvorwürfe hinein. Sie sah übel aus, die Lage setzte ihrem hübschen Gesicht und ihrer Figur merklich zu. Sie wurde dünner, hatte keinen Appetit und lag nur noch faul herum.

Allerdings musste man anmerken, dass Amanda ständig im Kriegszustand mit dem anderen Geschlecht steckte und daher wurden ihr hohes Gejammer, ihre schlechte Laune und die Deprimiertheit unglaublich und langweilig – zumindest für mich, die ich ihr immer ein Ohr leihen und Trost spenden musste.

Gelassen kaute ich auf meinem Mittagessen herum und verscheuchte beiläufig eine dieser nervenden kleinen Fliegen, die einem bevorzugt in Ohren und Augen sassen.

„Alles, was er in mir sieht, ist ein Objekt, an dem er seine Begierde auslassen kann“, schniefte Amanda zum x-ten Mal und ich unterdrückte mit Mühe ein Stöhnen.

Ihre Vorstellung von Stieren war zweifelhaft überromantisch und lachhaft, passte nicht auf eine durchschnittliche Kuhwiese wie die, auf welcher wir beide und die anderen aus unserer Herde kauend, faulenzend und gähmend lagen.

„Er ist nur ein Stier – hör auf, dir über Jimmy solche Gedanken zu machen“, murmelte ich und wackelte erbst mit den Ohren, als ein Fliegenschwarm mich mit übermässiger Überzahl angriff.

„Du kannst leicht reden, dich akzeptiert er wenigstens...“, grollte Amanda und begann nun auch ihrerseits den Angriff der kleinen böartigen Flugobjekte mit Kopfschütteln und Ohrgewackel abzuwehren.

Ich leckte mir mit der Zunge über das Maul und schüttelte den Kopf. „Er akzeptiert dich nur, wenn du ruhig bist und ihn machen lässt. Hör auf, ständig mit ihm über den Mond und die Sterne philosophieren zu wollen – das ist ihm zu hoch.“

„Aber...“, wollte sie beginnen, doch meine Aufmerksamkeit galt schon lange nicht mehr ihr. Ein saftiger Löwenzahn von immenser Grösse – ein absolutes Prachtexemplar und Unikat – glänzte grün, wunderbar und schmackhaft im Sonnenschein.

Gemächlich, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, erhob ich mich.

„Ich gehe kurz etwas trinken“, muhte ich, dann ging ich mit wachsender Vorfreude auf den Schatz zu und liess Amanda und ihre Beziehungsprobleme hinter mir.

Kapitel 4: Satz Nr. 04 - Moldau

Mit einiger Verspätung schicke ich nun auch noch meinen Vorschlag ein.

Es ist etwas persönlicher als die drei vorherigen Geschichten, daher bitte ich um Verständnis. Meine Abiturrexamen stehen an - so ist dieser Ausschnitt entstanden.

Ohne Sprache gab es kein Denken, erinnerte sie sich, irgendwo gelesen zu haben, und versuchte, in ihrem Gehirn nur weisses Rauschen zuzulassen.

Weisses Rauschen ohne Form und Inhalt, ohne Rotation, Winkelgeschwindigkeit oder Funktion, ohne *Je vous prie d'agréer, madame, monsieur...* und ohne *To be or not to be*. Wenn sie spielte, wollte sie alles andere vergessen. Da gab es nur noch sie und ihre Violine.

Musik befreite sie von ihren beschwerenden Gedanken, die sich nur um Abitur und Stoffrepetition drehten und löste in ihrem Kopf dieses wunderbare Nichts aus.

Ein weisses Rauschen eben, getragen von Klängen und Lautstärke.

Ihre Finger glitten über das Griffbrett und der Bogen rutschte und tanzte über die Saiten. Sie strich, sprang und zupfte, genoss den Augenblick der beinahe absoluten Freiheit.

Dabei spielte es nicht einmal eine Rolle, ob ihr Spiel korrekt war oder nicht. Für sie war es unwichtig, ob sie die Töne auf den Millimeter genau traf oder ob sie die Bogenanweisungen auf dem Notenblatt exakt befolgte.

Sie wollte nur spielen und sich von den Gedanken losreißen, die sie tiefer und tiefer zogen.

Sie in Schlaflosigkeit trieben und sie gleichzeitig so ermüdeten.

Ihr jegliche Fantasie raubten.

Es sollte endlich vorbei sein.

Kapitel 5: Satz Nr. 05 - Polizistenschicksal

"Oh mein Gott!", stieß sie atemlos hervor. "Sie kommen zu Hunderten."

Und sie sind alle ausnahmslos bewaffnet...", dachte er amüsiert und nahm einen tiefen Schluck aus seiner Colaflasche. „Das kann ja interessant werden.“ Er fügte hinzu: „Keine Angst, Marie, es sind nur Reporter.“

Die Angesprochene runzelte die Stirn und formte mit den Lippen ein stummes „Haha“. Manchmal ging ihr sein übertriebenes Selbstbewusstsein auf den Wecker.

„Du bist dich vielleicht daran gewöhnt vor den Medien eine Show abzuziehen, aber für mich ist das Neuland.“ Sie schluckte. „Sie werden jeden Fehltritt filmen, jedes Stottern von mir aufnehmen und mir dann mit ihren Berichten jede Unvollkommenheit meiner Person vor Augen führen.“

„Hör auf so geschwollen daherzureden... Es ist nur ein kurzes Interview über den Mord.“ Er nahm erneut einen Schluck Cola und blickte sich um.

Sie befanden sich in einer pompösen Villa am See und warteten darauf, dass sie den Medienleuten die Sachlage erklären und dann verschwinden konnten. Bis jetzt war die Tür noch von innen verriegelt, denn die Polizei war noch mit letzten Zeugenbefragungen fürs Protokoll beschäftigt. Bis dahin mussten die beiden warten. Ian liess den Fall nochmals Revue passieren um seine Gedanken zu ordnen. Eine Leiche war von einem Velofahrer am Seeufer entdeckt worden. Es war ein junger Mann von 28 Jahren gewesen, Todesursache Vergiftung. Marie und er waren auf einem Spaziergang gewesen, als der völlig entsetzte Sportler sie gebeten hatte, die Polizei zu verständigen.

Seine Überlegungen wurden gestört, als sein Blick auf Marie fiel, die ihre eigene Colaflasche umklammert hielt. Ihre Knöchel traten schon ganz weiss hervor und ihr Gesicht war blass.

Sanft löste er ihre verkrampfte Hand. „Du zerdrückst die Flasche noch..."

„Sei doch still.“

Eigentlich hatte er etwas Freundliches sagen wollen, doch ihr gegenüber verwandelten sich seine aufmunternden Worte stets in neckende, teilweise vielleicht sogar verletzende Kommentare.

Ian hatte nicht erwartet, dass sie der Fall so mitnehmen würde. Bisher war sie immer ein bewundernswert starkes Mädchen gewesen. Sie hatte Mut, sie hatte Temperament, sie hatte Energie.

Jetzt las er jedoch in ihrer Haltung eine Erschöpfung und Müdigkeit ab, die ihn in Sorge versetzte. Es war ungewohnt für ihn.

Andererseits war ihre Nachdenklichkeit und Schwäche auch verständlich, denn sie hatte die zweite Leiche gefunden. Und es war wahrlich kein schöner Anblick gewesen. Als Polizist hatte Ian selbst schon öfters halb vergammelte Leichname gesehen, sodass es ihn nicht mehr so mitnahm.

Schon sein Vater hatte ihn öfters zur Arbeit mitgenommen, sodass Ian früh mit Verbrechern in Kontakt gekommen war. Er erinnerte sich an die Fallunterlagen, die er sich manchmal „ausgeliehen“ hatte – Fotos von Leichen und Tatorten, viel Blut und gebrochene Augen.

Doch Marie war nicht an solche grausamen Dinge gewohnt. Es war zuviel für sie, sie

litt darunter und er zwang sie noch zu einem Interview mit den Reportern. Sie würde sich das Bild der toten Frau wieder in Erinnerung rufen müssen, wenn sie mit den Medienleuten sprach.

Ian nahm sie in den Arm. Ihr Widerstand war gering – normalerweise hätte sie ihm schon für Händchenhalten eine Ohrfeige verpasst, denn sie gehörte nicht zu der romantischen Sorte von Frauen.

Doch nach diesem anstrengenden Tag liess sie sich einfach nur von ihm halten. Er strich ihr über den Kopf und spürte, wie langsam Tränen über ihre Wangen liefen.

„Wir können auch den Hinterausgang benutzen und meinen Vater darum bitten, die Sache zu übernehmen“, sagte er leise. „Ich habe ja eigentlich auch frei.“

Sie schluckte, nickte leicht.

Ian holte sein Handy hervor und erklärte seinem Vater die Lage. Dieser verstand und versprach das Interview zu übernehmen. Sein Sohn dankte, legte auf.

Kurz warf er einen Blick aus dem Fenster. Auf der Einfahrt drängten sich Reporter und Kamerateams aneinander, es blitzte und Kabel wurden über den Platz gelegt. Ein zweifacher Mord in einer Schauspielerfamilie war ein Festfressen für Boulevardzeitungen und Klatschblätter.

Der junge Polizist nahm seine Freundin an der Hand. „Komm, wir gehen nach Hause.“

Sie gaben die leeren Colaflaschen dem Butler, der beinahe wie auf Kommando erschienen war und liessen sich zum hinteren Ausgang führen.

„Der Herr Kommissar hat mich gebeten, ihnen einen Fluchtweg zu zeigen.“ Der Butler schmunzelte, aber das Lächeln erreichte die Augen nicht. Das Gesicht des alten Mannes wirkte eingefallen und grau und nachdenklich. Am heutigen Tag hatte er drei Leute aus der Familie seiner Herrin verloren.

„Herr Polizist, nehmen sie den Weg durch den Rosengarten“, sagte er höflich und nickte Marie freundlich zu.

Während des Heimweges schwiegen Marie und Ian. Letzterer fragte sich, wie er ihr helfen konnte die Bilder zu vergessen und ob er vielleicht nicht zu kaltherzig sei.

„Woran denkst du?“ Erstaunt über ihre plötzliche Frage blickte er auf.

Ihr Gesicht war immer noch blass und in ihren Augen lag ein betrübter Zug, doch gleichzeitig schien sie etwas auch zu freuen.

„Sieh mich nicht so verblüfft an, Ian“, neckte sie ihn. „Du hattest deinen Kopf bereits wieder in den Wolken, nicht?“

Er musterte sie verwirrt. Marie schien ihren Optimismus und ihre Fröhlichkeit schon langsam wieder zurück gewonnen zu haben.

„Geht es dir besser?“, wollte er zögerlich wissen.

Sie neigte den Kopf zur Seite, ihr Lächeln verschwand etwas. „Ich mache mir immer noch Gedanken darüber, es ist so schrecklich...“ Sie schluckte. „Aber ich kann auch nicht ewig heulend Gegend marschieren.“ Marie blickte auf. „Ausserdem hast du zum ersten Mal deine Polizeiarbeit wegen mir an zweite Stelle verfrachtet und das macht mich glücklich.“

Ian wurde rot und blickte zu Boden, suchte einen interessanten Kiesel.

Er hatte nicht gedacht, dass sie deswegen so ein seltsames Strahlen im Gesicht trug.

Schon Satz Nummer 05! *stolz ist*

Bei dieser Geschichte habe ich mich verzweifelt gegen etwas Richtung Fantasy

gewehrt - es war mir einfach zu offensichtlich und mir liegen Lord-of-the-Rings-Adaptionen nicht so. ^^° Beim Lesen eines Conanmangas habe ich mich dann gefragt, warum die Mädels da eigentlich meistens so locker auf Leichen reagieren.

Und daraus ist diese Geschichte entstanden.

Kritisiert so viel ihr wollt - würde mich über Verbesserungsvorschläge freuen! ^^

Liebe Grüße

taipan

Kapitel 6: Satz Nr. 06 - Wein und Kuchen

Aber etwas anderes zog meine Aufmerksamkeit an, ein Geruch neben den schweren Düften des Weines und des schwelenden Holzes. Ich schnupperte und versuchte herauszufinden, woher dieser andersartige Geruch kam und was es überhaupt war.

Vorsichtig kletterte ich auf eines der eingebrochenen Weinregale.

„Pass auf die Scherben auf!“, rief Jonathan.

Ich nickte zur Antwort, dann begann ich mit meiner Suche.

Meine Nase sagte mir, dass sich der Ursprung des ungewöhnlichen Geruchs irgendwo im hinteren Teil des geräumigen Weinkellers befinden musste und da ich wegen meines geringen Körpergewichts am leichtesten über die Holzbruchstücke kam, ohne einzubrechen, ging ich auf Erkundungstour.

Je näher ich der hinteren, dunklen Kellerbereich kam, desto übel riechender waren die Informationen, die ich erhielt. Die Decke über mir war brandschwarz und dampfte noch vor Hitze, es roch nach Rauch und Asche, vermischt mit verbranntem Wein.

Ich kletterte von einem ungefallenen Regal zum nächsten, roch Bordeaux und Chianti und spürte das vom Löschen noch nasse Holz unter meinen Füßen. Bei jedem zögerlichen Schritt knackte es leise.

„Hast du schon etwas gefunden?“

Ich schüttelte auf Jonathans Frage hin den Kopf und suchte weiter.

Dann wurde der Gestank beinahe unerträglich. Ich schnüffelte, blieb stehen.

Es roch eindeutig nach Tod und Verderben. Irgendwo lag eine Leiche, tief unter den Brandresten verborgen.

Der unangenehme Duft juckte in meiner Nase und ich jaulte leise auf, blieb aber an Ort und Stelle und begann genauer zu suchen.

Am unteren Ende des Holzberges glänzte etwas Silbernes.

Ich rutschte etwas hinab, der Geruch hier unten war stärker als zuvor.

Der glänzende Gegenstand schien eine Uhr zu sein, vom Feuer zwar arg in Mitleidenschaft gezogen, doch ein kleines Stückchen des Metalls war noch klar zu erkennen.

Und auch die Hand, um deren Gelenk die Armbanduhr befestigt war, konnte ich nun leicht sehen. Getrocknetes Blut klebte an ihr genauso wie schwarzer Russ.

Ich bellte kurz zu Jonathan herüber, der auch sofort einen anderen Polizisten rief.

„Er hat etwas gefunden. Wir müssen die Brandreste wegbringen...“

Nach dem Einsatz wollte mir der Polizeichef eine Extraportion Hundefutter spendieren, doch mein Freund Jonathan Blake rettete mich aus dieser misslichen Lage.

„Er hat heute wirklich schon genug gefressen, Mr Jones und ich werde als Belohnung mit ihm einen langen Spaziergang unternehmen“, hörte ich ihn sagen. Danach erschien Jonathan im Türrahmen.

„Komm, es geht ab nach Hause.“

Ich nahm seinen Vorschlag gerne an und folgte ihm, froh dem braunen Schlabberzeug aus dem Hundenapf entkommen zu sein.

Schweigsam liefen wir durch die Nacht, jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, liess den Fall nochmals Revue geschehen.

Die Bergung der toten Frau hatte viel Zeit in Anspruch genommen, da man zuerst die ganzen Überreste der Weinregale hatte beseitigen müssen. Bis alle Beweise gesichert worden waren, hatten mein Freund Jonathan Blake und ich lange warten müssen. Ich war im wahrsten Sinne des Wortes hundemüde und freute mich auf mein Bett.

Ja, ich freute mich auf mein Bett.

Ich spreche nicht von einem Hundekorb oder von einer kalten Hundehütte im Freien, sondern von einem richtigen Menschenbett, mit Kissen, Decke und Matratze.

Ich bin allerdings auch kein verwöhnter Vierbeiner, der nur bei seinem Herrchen schlafen möchte.

Eigentlich bin ich ein Mensch. Wenn ich mich vorstellen darf: William Moncrieff, Anwalt und Hobbyhund.

Durch einen blöden Zufall, manche nennen es vielleicht auch Schicksal oder Bestimmung, bin ich in der Lage, mich in einen Hund zu verwandeln. Das hat nicht im Geringsten etwas mit Magie zu tun, auch wenn ich mir manchmal wünschte, dass es so wäre. Zauberei würde die ganze Verwandlung nämlich um einiges angenehmer machen.

Meine Mutter hat während ihrer Schwangerschaft ein Medikament eingenommen, das als solches eigentlich nie hätte auf dem Markt gelangen sollen.

Die Wirkungen des Mittels machten sich bei mir spät bemerkbar.

Und jetzt bin ich halt zwischenzeitlich Hund vom Dienst.

Polizeihund um genauer zu sein.

Blakes braune Augen warfen mir irritierte Blicke zu. „Ich geb’s ja zu, deine Spürnase war uns in dem Fall sehr nützlich, doch ich dachte, du hättest für nächste Zeit genug vom Hundeleben? Was hattest du dort zu suchen?“

Ich kniff die Augen zusammen und knurrte leise. Jonathan sollte eigentlich wissen, dass ich ihm in meiner vierbeinigen Fellknäuelgestalt nicht antworten konnte.

So tapste ich neben ihm her, den Blick auf den vom Regen nassschwarzen Boden gerichtet.

Es war bereits dunkel geworden und nur noch wenige Menschen hielten sich in den engen Gassen Londons auf. Ein kalter Wind liess mich frösteln und ich war um mein Fell froh.

Überall zwischen den Häusern klebte dreckiger Smog, es roch nach Russ und Regen.

Eine Droschke fuhr in schnellem Tempo an uns vorbei, und es spritzte auf.

Angewidert blieb ich stehen – mein Kopf hatte eine wunderbare Ladung Strassenmatsch abbekommen.

Jonathan lachte und wischte mit seiner Jacke, die ebenso unter der Spritzattacke gelitten hatte, den Schlamm aus dem Gesicht.

Danach gingen wir weiter durch die düsteren Strassen, vorbei an halb zerfallenen Häusern, deren Fenster mit Brettern zugenagelt wurden. Eine Lampe flackerte.

London konnte wirklich unheimlich sein.

Zwischendurch musste ich mit meinen nackten Pfoten durch Pfützen gehen, was mir alles andere als gefiel. Warum es für Hunde keine wasserfesten Schuhe gab? War ich nicht schon genug durchnässt?

„Stell dich nicht so an, es ist nur Wasser...“, rief mir Jonathan zu, grinste hämisch. Er machte sich regelmässig einen Spass daraus, mich zu necken.

Ich knurrte erneut und zeigte ihm meine Zähne. Er hatte gut reden, er musste nicht

durch das eklige, dreckige, übel riechende, kalte Wasser stampfen ohne Schuhe. Nach einem grossen Satz und einem abgetauchten Fuss konnten wir unseren Weg vorsetzen.

Das Hundeleben war eigentlich sehr in Ordnung. Ich konnte den strengen Regeln der englischen Gesellschaft entfliehen und war für kurze Zeit frei. Keine nervigen Treffen mit irgendwelchen alten Damen oder jungen Ladies, die meine Mutter sich als Verlobte für ihren einzigen Sohn in den Kopf gesetzt hatte.

Ich genoss ein bisschen Freiheit und konnte auch meiner Leidenschaft für Polizeiarbeit etwas nachgehen, welche im starken Kontrast zum papierlastigen Anwaltsberuf war, den ich normalerweise ausübte.

Allerdings hatte meine Freiheit auch ihre Nachteile.

Beim Gedanken an die Hundekexse, die der Polizeichef mir gönnerhaft hatte geben wollen, wurde mir gleich schlecht.

Zehn Minuten später hatten wir Jonathans Daheim erreicht und ich lehnte mich im Wohnzimmer etwas im Sessel zurück. Ich war wieder ich selbst, 28 Jahre alt und genoss es an der Wärme zu sein.

Keine dreckigen, kalten Pfützen, kein Smog und kein eisiger Wind.

Genüsslich nippte ich an einer Tasse Tee und knabberte an einem Stück Kuchen herum.

Jonathan starrte mich entrüstet an. „Ich kann ja verstehen, dass du als Hund keine Manieren haben kannst, aber musst du hier alles vollkrümeln?“

Entschuldigend pickte ich ein paar Krumen auf mit Zeigefinger und Daumen auf.

„Sei froh, dass ich dir nicht alles voll sabbere“, murmelte ich und nahm einen weiteren Schluck Tee, zog den intensiven Duft der Kräuter ein. Meine Nasenflügel bebten, irgendwie klebte der ganze Geruch von Wein, angebranntem Holz und Leiche immer noch in meiner Nase fest und ich hoffte, diese unangenehmen Erinnerungen loszuwerden.

„Also, was hattest du in der Villa verloren?“, fragte Jonathan skeptisch, aber auch neugierig.

Der braunhaarige Polizist nippte selbst an einer dampfenden Tasse Tee, während er meine Antwort abwartete.

Ich zuckte mit den Schultern. „Es war Zufall. Ich hatte ein Treffen mit dem Hausbesitzer, weil er Anklage erheben und dabei meine Meinung als Anwalt einholen wollte.“

„Und weiter?“ Jonathan hörte interessiert zu.

„Beim Hinausgehen fielen mir unzählige teure Frauenschuhe auf und ich fragte ihn nach der Bewohnerin, doch er verneinte, meiner Meinung nach zu stark und energisch, die Anwesenheit einer Frau in seinem Haus.“

Ein schiefes Grinsen erschien auf meinem Gesicht. „Ich hab danach etwas nachgeforscht und bin nochmals zur Villa gegangen. Der Hausherr war zwar nicht da, aber der Butler erzählte mir von einer 30-jährigen Frau, die seine Lordschaft zwar bei sich wohnen liess, aber welche er gerne wieder loswürde. Anscheinend haben sie oft gestritten.“

„Also hat er sie umgebracht, weil sie nicht gehen wollte und danach hat er den Weinkeller in Flammen gesteckt, weil er dachte, wir würden die Leiche so nicht finden?“ Jonathan runzelte die Stirn. „Für wie blöd hält der Kerl uns eigentlich?“

„Ich glaube nicht, dass er erwartet hat, dass man eine Leiche überhaupt im

abgebrannten Weinkeller finden würde. Der Brand wurde zu schnell gestoppt.“
Ich fuhr mir mit der Hand durch die Haare und fuhr fort: „Als ich dort war, fehlten ein Schuh.

„Zuerst habe ich mir keine Gedanken darüber gemacht und bin nach Hause gegangen. Ich hab mich dann, ungern, aber gezwungenermassen, als Hund auf gemacht um der Sache auf den Grund zu gehen. Ich hatte ein schlechtes Gefühl.

„Als ich ankam, war das Feuer bereits im vollen Gange, Polizei und Feuerwehr im Einsatz und neben dem Eingang lag der rote Frauenschuh zwischen Sträuchern und Gestrüpp.“

„Echt seltsam...“, murmelte Jonathan und machte es sich auf dem Sofa breit.

Ich nickte. „Was in den Köpfen der Adligen vorgeht...“

Dann warf er mir einen nachdenklichen Blick zu.

„Eigentlich meinte ich ja dich. Kletterst über Scherbenhaufen um eine Leiche zu suchen und reagierst dann bei einem Spritzer Strassendreck wie eine Mimose.“

Das Kuchenstück traf ihn mitten im Gesicht.

Dies ist eine Art Experiment. Ich habe mich etwas an der Ich-Person versucht und auch einen etwas anderen Schreibstil verwendet.

Es ist ein *Fragment* aus einer Geschichte, die mir schon länger im Kopf herum geistert, die allerdings noch nicht ihren Weg auf Papier gefunden hat.

Wer hier ein bisschen sucht, findet das eine oder andere Element, das mich beim Schreiben inspiriert hat.

> Dr. Jekyll and Mr. Hyde

> The Importance of Being Earnest

> Sherlock Holmes

Kapitel 7: Satz Nr. 07 - Klettern für Anfänger

Und doch war da diese schwache, bange Stimme in mir, die sich fragte, ob es sehr wehtun würde, wenn... wenn es ein schlechtes Ende nahm.

Ich blickte hoch auf die fast zwei Meter vor mir. Es roch nach Sand, Staub und billigem, alles andere als dezent aufgetragenem Parfüm. Eine französische Touristin mit geblümter Bluse, weissem Strohhut und rosa Lippenstift laberte neben mir unaufhörlich. Sie hatte eine hohe Stimme, die aber, so vermutete ich, durch langjährigen Zigarettenkonsum ein Kratzen und Krächzen dazubekommen hatte. Ihr weiter, ebenfalls weisser Rock mit gestickten Blumen und Schmetterlingen schien mir für den Strand zu passen, doch an diesen Ort gehörte solche Kleidung gewiss nicht. Ihr Mann schien dasselbe zu denken wie ich. Während sie sprach, zuckte er bei jedem hohen Ton leicht zusammen und tupfte sich alle paar Sekunden den Schweiß von der Stirn, während er ihren Rock mit hochgezogenen Augenbrauen misstrauisch musterte. Sein kahler Kopf nahm schon eine rötliche Färbung an, noch dazu atmete er heftig. Tatsächlich war es heute ein sehr heisser Tag, sofern man behaupten konnte, dass es in Nordafrika mitten im Sommer nicht heiss war. Die Sonne brannte und verwandelte die Kulisse von Palmen, Staub und quadratischen Häuschen mit Flachdächern in einen Ofen.

Ich wunderte mich darüber, dass wir Touristen hier per Räuberleiter die Dromedare besteigen mussten. War es nicht normal, dass diese sich hinlegten und man danach bequem auf ihren Buckel klettern konnte? Ich wollte mich nicht im Geringsten als Kenner der Tiergattung aufspielen, doch in jeden Wüstenfilm mit Nomaden begaben sich die Dromedare oder Kamele brav in Liegeposition um ihrem Meister beim Aufsteigen zu helfen.

Schliesslich verwarf ich alle Bedenken, hob ich meinen linken Fuss und versuchte auf das Monument von einem Tier zu steigen, um mich – zu meiner Überraschung - zwei Augenblicke später auf dem Boden wieder zu finden.

Ich fühlte mich erstaunlich gut, obwohl ich gerade einen recht unangenehmen Sturz mit Rückenlandung hinter mir hatte. Der Führer sprach hastig in einem Gemisch aus Französisch und abgehaktem Englisch auf mich ein, fuchtelte mit Armen und Beinen. Sofort stand ich, von helfenden Händen hochgezogen, wieder auf meinen eigenen Füßen.

Das Dromedar neben mir grunzte unzufrieden und rollte mit den Augen, was mich aber wenig kümmerte. Ich hatte nicht ein ganzes Meer überquert und eine lange Reise angetreten, um kurz vor dem Ziel aufzugeben.

Eine kleine Wunde am rechten Ellbogen brannte etwas, sonst schien ich noch heil zu sein. Ich klopfte mir den Strassenstaub der dreckigen Sandstrasse von den Kleidern, dann nahm ich erneut Anlauf.

Beim zweiten Versuch schaffte ich es tatsächlich auf den Buckel zu klettern und ich sass auf dem Wüstenschiff, welches sich lautstark über das neue Gewicht beklagte. Es wackelte leicht, war aber bequem. Ein grosser Sack aus Leinen war, zusammen mit einem Holzgestell, auf dem Dromedarrücken befestigt worden um als Sattel zu dienen. Baumwolldecken in allen Farben lagen darüber. Zwei Erwachsene konnten ohne Problem auf so einem Reittier sitzen.

Die schwache, ängstliche Stimme in meinem Kopf trällerte weiter ihr Lied. Was wäre, wenn ich erneut runterfallen würde?

Ich ignorierte die Stimme, blickte mich neugierig um und ich sagte mir:

Kein Mensch war so dumm und fällt zweimal vom gleichen Dromedar.

Die Frau mit hohen Stimme und dem schrecklichen Hut gab einen quietschenden Schrei von sich, der wohl jeden Toten geweckt hätte.

...Oder zumindest mein Dromedar in Unruhe versetzte. Das gepeinigte Tier machte einen Satz nach vorne und mein Weltbild brach zusammen. Es gab ein Erdbeben als ich abhob und ein weiteres, als ich mich auf Mutter Erde wieder fand.

Ich hatte Staub in den Haaren, Sand auf der Zunge und Dreck in den Augen.

Mein Bein fühlte sich dumpf und irgendwie seltsam an und die Welt um mich herum klang irgendwie so, als hätte mir jemand heimlich Watte in die Ohren gestopft.

Mein Rücken juckte - hinter mir hörte ich gedämpft schallendes Gelächter und besorgtes Gemurmel vermischt zu einem undeutlichen Summen.

Wie gesagt: Kein Mensch ist so dumm und fällt zweimal vom gleichen Dromedar.

Ein paar eigene Erinnerungen von mir, die ich dann etwas agewandelt habe, sodass sie meinen Ansprüchen für eine FF genügen konnten.

Ich habe nun auch die Tippfehler und Grammatikfehler getilgt und danke den Kommentatoren für den Hinweis. ^^ Sollte es trotzdem noch Fehler geben, bitte melden! Ich möchte gerne "gute" Ware präsentieren. xD

Kapitel 8: Satz Nr. 08 - Krimilektüre unter dem Birnenbaum

„Er hat mit seinem Mörder Kräutertee getrunken, wie die Überreste in den Tassen zeigen.“ Der junge Mann machte drei langsame Schritte. Die Spannung im Raum erhöhte sich, aller Anwesenden Blicke war auf den gut aussehenden Detektiven gerichtet, der nun jeden mit seinen wachen, grünen Augen musterte.

„Meine Damen und Herren, der Täter ist.....“

Teslas Kopf explodierte. Eine Birne, saftig und gross, war vom Baum gefallen und hatte sich als Landungspunkt ausgerechnet Teslas Rechenzentrum ausgesucht. Fluchend rieb sie sich den Kopf und dachte sich, warum Newton mit seiner Theorie damals Recht haben musste.

„Warum kann eine fallende Birne nicht auch mal ein paar Kurven ziehen, bevor sie auf dem Boden landet?“, murmelte sie und griff nach ihrem Kriminalroman, in den sie zuvor noch vertieft gewesen war.

„Meine Damen und Herren, der Täter ist“

Etwas Feuchtes und Rues glitt über Teslas Gesicht und sie war mit einem hohen Schrei auf den Beinen.

Die Kuh guckte verwirrt und rutschte mit wackelnden Ohren einige Schritte zurück. Tesla spürte, wie etwas Schleimiges ihre Wange hinabtropfte und fuhr sich angeekelt darüber.

Die Birne, die sich zuvor entschlossen hatte den schönen Sonnenplatz auf dem Baum zu verlassen und im Gras auf ein besseres Leben zu warten, hatte eine kleine Saftspur hinterlassen, was nun auf die Kuh verführerisch gewirkt haben musste.

Tesla runzelte die Stirn. „Seid ihr Kühe eigentlich nicht scheu in dieser Hinsicht?“ Sie versuchte durch Reiben die Kombination von Wiederkäuerspucke und Birnenmatsch von ihrer Wange zu entfernen.

„Nun ja, eigentlich schon.“

„Warum...“ Tesla fehlten die Worte. Sie starrte auf die Kuh mit ihren braunen und weissen Flecken, mit ihrem breiten Körperbau, den kleinen Hörnern und der rosa Nase.

Die Kuh schmatzte und suchte auf dem Boden nach weiteren Birnen. Sie schob sachte einzelne gelbe Blätter beiseite.

„Warum sollen wir Kühe nicht sprechen können? Nur weil ihr Menschen uns nicht als passende Gesprächspartner ansieht, muss das nicht bedeuten, dass wir nicht auch über eine Sprache verfügen.“

Die Suche der Kuh war erfolgreich. Eine dicke und gelbe Birne verschwand im Schlund, es krachte. Eine Vielzahl von Blättern rauschte den Baum hinab und man hörte ein leises Kichern.

Tesla zog eine Augenbraue hoch, dann knurrte sie: „Jasper, du Idiot!“

In der Krone raschelte es und ein tiefes Lachen erklang.

„Du warst so in dein Buch vertieft, dass du nicht mal bemerkt hast, dass ich auf den Baum geklettert bin und die Kuh angelockt habe.“ Sie sah sein braungebranntes Gesicht zwischen dem gelben Laub auftauchen. „Hast du echt gedacht, sie könne sprechen?“

Tesla fuhr sich durch ihr blondes Haar und zog ein schmollendes Gesicht. „Trotzdem, die Kuh ist seltsam!“ Sie zeigte auf das zufriedene Tier, welches sich nicht stören liess

und weiter zwischen Grasbüscheln und gelber Baumbekleidung nach Früchten suchte. „Ich habe noch nie so eine zutrauliche Kuh gesehen...“ murmelte Tesla und setzte sich wieder unter den Baum. Warnend zischte sie nach oben: „Jetzt lass mich aber in Ruhe meinen Krimi lesen. Ich will endlich wissen, wer der Täter ist!“ „Keine Angst, ich lasse dich in Ruhe...“, kam es kichernd von oben. Sie seufzte, machte es sich gemütlich und begann wieder zu lesen. „Meine Damen und Herren, der Täter ist....“ Eine tiefe Stimme erklang: „Ah, das Buch habe ich gelesen. Ich mag Krimis...“ Tesla senkte das Buch, wollte wieder losfluchen, als sie in zwei grosse Augen blickte. Die Kuh schmatzte und grinste, leckte sich mit der Zunge über die Schnauze. „Ja, ich kann sprechen.“

Ich hab mich mal wieder an etwas Assoziativem versucht. Nur am Schluss habe ich etwas gefeilt. Er gefällt mir immer noch nicht, es wirkt so plötzlich und doch musste ich irgendwo abbrechen. Die ganze Geschichte der sprechenden Kuh kann ich vielleicht später mal wieder einbauen. ^__^
Es hat, wie auch im letzten Werk, eigene Erfahrungen drin. ^^
Liebe Grüsse
taipan

Kapitel 9: Satz Nr. 09 - Das Alkoholtrauma

Ihre Eltern vertraten den liberal-europäischen Standpunkt, dass Jugendliche, denen Alkohol schon früh frei zur Verfügung steht, auch entsprechend früh lernen, damit umzugehen. Dies war auch der Beginn einer Reihe von äusserst fragwürdigen Aktionen, die Anjuli seit früher Kindheit über sich hatte ergehen lassen müssen. Als Geschenk für ihren 7. Geburtstag stand beispielsweise nicht das Playmobil Puppenhaus auf dem Tisch, welches sie sich schon so lange gewünscht hatte, sondern eine schön eingepackte Flasche Bier. Bereits drei Jahre später stand ihr eine grosse Auswahl von Wein, Bier und Spirituosen im Keller frei zur Verfügung und sowohl der Vater als auch die Mutter liebten es, ihrer Tochter auch immer wieder zu erläutern, wie wichtig es sei, dass man schon im frühen Alter den Umgang mit alkoholischen Getränken lernen sollte und zwangen sie auch öfters einen Schluck Alkohol zu versuchen. Sie verstanden sich als modernes Ehepaar, prahlten in Anwesenheit anderer Eltern von ihren offenen Erziehungsmethoden ohne blödsinnige Grenzen und wetterten gegen Verbote, die andere für ihre Kinder aufstellten.

Anjuli beklagte sich bei mir zwar nicht über die moderne Art ihrer Erziehung und doch musste ich auch feststellen, dass sie nicht so ganz glücklich war über diese Entwicklung. Es stimmt zwar, dass meine beste Freundin den Umgang mit Alkohol durchaus im Griff hatte – sie hatte schon so früh ständig Hochprozentiges bekommen, dass sie wohl noch in einem halben Jahrhundert Alkohol nicht würde ausstehen können. Sie wurde bei Partys schräg angesehen, wenn sie zu erklären versuchte, warum Feuerwasser für sie nicht in Frage kam:

„Ich habe seit meiner Kindheit schon zu viel Bier bekommen“, klang aber auch wirklich nicht besonders glaubwürdig.

So kam es dazu, dass sich meine Freundin immer weniger auf Gesellschaftstreffen sehen liess. Sie wollte sich nicht immer erklären müssen und der Geruch nach Alkohol löste in ihr mit der Zeit so grossen Ekel aus, dass sie auch die Anwesenheit trinkender Personen nicht mehr ertragen konnte.

Nie hätte ich gedacht, dass ihre Abneigung gegen Bier & Co. sie so in den Wahnsinn treiben würde. Ein paar Jungs erlaubten sich einen Scherz und schickten ihr per Post zum Geburtstag einige Kisten Bier. Hätte ich von der Sache gewusst, hätte ich denen geraten, das Zeug lieber selbst zu trinken, anstatt für so eine Idee jede Menge Geld auszugeben.

Anjuli rastete völlig aus und keiner der beteiligten Scherzkekse überlebte ihr Attentat. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie Sturm an meiner Haustüre läutete und blutüberströmt in meinen Armen zusammenbrach.

Erziehung spielt eine wichtige Rolle.

Kommentar: Ich sollte mehr Thriller mit blutrünstigen Serienmördern lesen, dann wäre Anjulis Motiv vielleicht etwas besser geworden. Ich bin mit diesem Fragment nicht wirklich zufrieden, aber da es assoziativ ist, lade ich es trotzdem hoch.

Kapitel 10: Satz Nr. 10 - Sichuanpfeffer-Raketenantrieb

Er gab sich ernsthaft Mühe und schien nicht zu begreifen, was für einen lächerlichen Anblick er bot. „Konnnichi wa!“ rief er mit lauter Stimme und strahlte die beiden Chinesinnen an, verbeugte sich.

Die Reaktion der langhaarigen Schönheiten aus dem Reich der Mitte war – verständlicherweise – etwas verkrampft. Trotzdem taten sie ihr Bestes um ein zauberhaft einladendes Lächeln auf den Lippen zu behalten.

Ich runzelte die Stirn und wäre am liebsten im Boden versunken oder besser gleich hinter der nächsten rot lackierten Säule mit goldenen Drachen verschwunden. Oder ich wollte durch irgendeine Flagge kennzeichnen, dass das Individuum mit dem peinlich berührten Gesichtsausdruck, dem grünen T-Shirt und den wirren braunen Haaren unter keinen Umständen zur gleichen Reisegruppe wie der junge Herr gehörte, der so eben mit voller Wucht in ein Fettnäpfchen getreten war.

Ein kurzes Zupfen an seinem Hemd, gehorsam blickte er nach unten, wenn auch mit erstauntem Gesichtsausdruck.

Ich dachte bei mir: „Der Angeklagte ist sich seiner Tat nicht bewusst und leugnet jeglichen Verstoß.“

„Ni hao“, flüsterte ich ihm schliesslich ins Ohr. „Versuch es lieber damit.“

Die eine Kellnerin schien meine Worte gehört zu haben und schenkte mir ein blendend weisses Lächeln. Ich freute mich darüber, die unangenehme Situation war überbrückt und wir wurden zu unseren Tischen geleitet.

Im Hintergrund trällerte irgendein chinesischer Sänger ein Lied vor sich hin und schien es dabei zu geniessen vor allem den Refrain in hohen Tonlagen zu singen. Gleichzeitig hörte man irgendwelche Bambusflöten pfeifen, Trommeln sorgten für stimmungsvollen Donner und ein Xylophon klimperte die Melodie.

Amüsiert blätterte ich im Menüverzeichnis, liess meine Augen über Chinakohl, Hühnerfleisch, Süsssaurer Sauce und Tofu wandern. Die masslos kitschige und dennoch gemütliche Atmosphäre in chinesischen Restaurants gefiel mir und mein Hunger steigerte sich bei der überflogenen Cashew-Nuss oder Wantan-Suppe ins Unermessliche.

Gleichzeitig hörte ich zu, was die anderen meiner Gruppe an Bestellungen besprachen.

Mein Tischnachbar hatte gerade die Seite mit den Spezialitäten aus Sichuan im Visier. Ich senkte die Karte, grinste ihn an. „Ich wusste gar nicht, dass du scharfe Speisen magst.“

Irritiert sah er auf und schob die Brille auf die Nase zurück. „Hm, eigentlich nicht...“ Er wurde rot, blätterte schnell um.

Ich versenkte mich wieder in der Speisenauswahl, nur um von hinter der Karte beobachten zu können, was die Person mir gegenüber wohl bestellte. Er diskutierte mit seinem besten Freund gerade darüber, ob sie wie immer Huhn mit süsssaurer Sauce bestellen sollten oder ob dieses Mal der Augenblick für ein neues Gericht gekommen war.

Warum musste er auch in diesem Moment zu mir schauen?

Ich fühlte mich ertappt, vom Blitz erschlagen und hätte mich erneut gerne dem Asyl der roten Drachensäule im Eingangsbereich entgegen geworfen.

Was aber nicht bedeuten musste, dass sich ihr meine Wangen chamäleonmässig gleich anpassen mussten.

„Amélie, was nimmst du?“

Ich musste ruckartig einen Schluck Wasser trinken. So direkt von IHM angesprochen zu werden, versetzte mich beinahe in einen Schockzustand. Ich hatte fast den Eindruck, ruckartig aus der Erdatmosphäre geschleudert worden zu sein. Ich schwebte, von der Erdanziehung unbehelligt durchs Weltall, fühlte mich schwerelos und der Zeit entzogen. Langsam flog ich, nahm nichts ausser meiner Winzigkeit wahr.

„Amélie?“

Heftig schüttelte ich den Kopf, lächelte scheu und holte meine Gedanken zurück in die Umlaufbahn des blauen Planeten.

„Ich nehme Mapo Tofu“, sagte ich leise und war erstaunt, dass sich mein Kopf trotz Entrückung gemerkt hatte, welche Speise ich bestellen wollte. Als ich seinen fragenden Blick sah, schmunzelte ich und erklärte: „Das ist sehr scharfes Tofu aus Sichuan.“

Er nickte dankend – und gab sich dann doch nur mit Süsssaurem zufrieden.

Der Rest des Essens verlief – wenn man vom Reiseleiter absah, der sich über ein zu warmes Bier entrüstete – ohne weitere Raketenstarts oder peinliche Momente.

Zwischen Vogelgezwitscher und irgendwelchen chinesischen Liebesliedern wurde gegessen, geschmatzt und geredet. Am Ende waren alle sehr zufrieden und satt.

Und ich hatte mal wieder etwas richtig Scharfes gegessen.

Schliesslich packten wir unsere Jacken und Taschen und die chinesischen Göttinnen verabschiedeten sich mit Verneigung und einem freundlichen Lächeln.

Drohend blickte ich den Fettnäpfchensportler an, doch er verkniff sich von selbst Worte in einem asiatischen Vokabular, von welchem er nicht wusste, welcher Sprache es eigentlich entstammte. Ich atmete tief durch.

Doch hinter mir erklang die Stimme des Reiseleiters: „Sayonara.“

Ich melde mich verspätet mit Satz 10 und versuche mich aus den Tiefen einer kreativlosen Phase emporzukämpfen.

Ich bitte zu beachten, dass die chin. Namen so sind, wie man sie mit Pinyin schreiben würde (also z.B. Sichuan und nicht Szechuan)- doch ich liess die Töne weg, da sie für einen deutschen Text nicht wichtig sind.

Ich bitte um konkrete Tipps, damit ich mein Schreiben verbessern kann.

verbeug

Kapitel 11: Satz 26 - Konfuzius und der Spiegel der Welt

"Es sei denn, Sie versuchen mich mit Gewalt daran zu hindern."

Sie blinzelte und merkte, wie ihre Aufmerksamkeit zum Sprecher am anderen Ende der Leitung und dem eigentlichen Gesprächsthema zurückkehrte.

"Bitte was haben Sie gesagt?" Bei Gesprächen mit ihrem Nachbarn war es ein richtiger Kraftaufwand, die Konzentration aufrecht zu erhalten und sich nicht in irgendwelchen Träumereien zu verlieren.

Ein Laut, einem Knurren nicht unähnlich, kam aus dem Hörer in Amelies Hand.

„Ich habe es Ihnen schon einmal gesagt. Wenn Ihr verdammtes Schaf nicht endlich aufhört meinen Salat zu fressen, werde ich es mir holen. Und nichts wird mich aufhalten können, mein Gemüse vor ihrem gefräßigen Baumwollrasenmäher zu beschützen!“

Nun wurde es Amelie zu bunt: „Bevor Sie sich an Cumulus vergreifen, sollten sie Ihren verdammten Hund an die Leine nehmen. Er verschreckt die Schafe immer dann, wenn sie ihn einfach frei herumrennen lassen! Er ist eine Gefahr!“

„Ich hab meinen Hund im Griff. Schreiben Sie mir nicht vor, wie ich meinen Hund zu halten habe, Frau Weiss! Und Ihr Schaf hat nichts in meinem Gemüsebett zu suchen!“

„Herr Schwarz! Ihr Wolfshund hat mein Schaf herumgetrieben und mich gebissen! Ich sollte Sie anklagen!“

„Ich verlange Entschädigung für den preisgekrönten Salat aus meinem Garten!“

...

Cumulus, Wolfsblut und ich standen nebeneinander auf der Weide und lauschten gebannt. Die Schreie, Fluchorgien und wüsten Beschimpfungen wurden immer lauter und gingen wie eine Exponentialfunktion einem unendlichen Punkt entfernt von allem Begreiflichen entgegen.

„Warum streiten die eigentlich so?“, wollte Cumulus wissen und wackelte verunsichert mit den Ohren. Ihm hatten die Ausflüge in den Garten immer gefallen, diese kulinarischen Reisen in eine ferne Welt. Amelie Weiss verwöhnte ihr Schaf nicht unbedingt mit frischem Gemüse.

Wolfsblut liess den Kopf hängen. „Ich dachte, sie wolle mit mir spielen und hab sie unglücklich an der Hand erwischt.“ Dann blickte er zu mir hoch: „Konfuzius, was sollen wir tun?“

Ich kniff die Augen zusammen, warf nach links einen Blick zum Schäferhund, dann nach rechts zum Schaf und entschloss mich, ein bisschen nachzudenken.

Wiederkäuend lag ich also unter dem Baum und liess die ganze Geschichte Revue passieren.

Gemüse, ein Schaf, ein Hund, eine Frau, ein Mann. Ich sah die beiden kleinen Häuser mit kleinen Gärten in einer Kleinen Strasse. Die Luft war frisch hier, Vögel kreisen in der Luft, ein sanfter Wind wehte und von etwas Wiesen, die etwas weiter entfernt lagen, konnte man leises Blöken und Muhen hören.

Die ganze Welt spiegelte sich in diesen Details wieder. Und in diesem Spiegel erkannte ich ein Detail, welches das Zentrum der Welt darstellte.

Ich erhob mich langsam, wie es sich für eine weise Kuh gehörte, und begab mich in

Richtung des duftenden und wohlriechenden Gemüses.

Amelie wollte diesem Idioten und Lügner von Hundehalter gerade eine Predigt entgegenschmettern, die sich gewaschen hatte, als das Geräusch von reissenden Zähnen erklangt und sie beim Blick aus dem Fenster einen breiten, braun und weiss gescheckten Rücken eines Stiers erkannte.

Das Tier rupfte und mampfte gemütlich, stampfte wie eine Dampfwalze durch ihre Beete und vergnügte sich an den Meisterwerken der Gärtnerkunst.

Abschränkung zwischen Schwarz- und Weissland kümmerte das Ungetüm auch nicht. Er stemmte sich dagegen und machte sich danach hinter die Lieblinge von Herrn Schwarz.

Die beiden Nachbarn beobachteten stumm das Unglück, hielten die Telefone umklammert und sprachen doch kein Wort.

Nach einer halben Ewigkeit des Fressens verschwand der Stier wieder, wie er gekommen war.

Amelie hob den Hörer an ihr Ohr, sprach leise: „Wollen Sie rüberkommen und etwas Kürbissuppe essen? Mehr habe ich leider nicht mehr.“ Mit gedrückter Stimme antwortete ihr Nachbar: „Gerne. Ich werde meinen Tomatensalat noch mitbringen. Mehr als das ist von meinem Garten leider auch nicht geblieben.“

Konfuzius, der Weise, hatte zugeschlagen.

Eine absolut sinnfreie Geschichte. Assoziativer ist beinahe unmöglich: ich habe mich hingesetzt und einfach geschrieben. Die Geschichte hat sich ohne Planung entwickelt - deswegen wohl gewisse Ungereimtheiten oder Stellen, die man besser ausformulieren könnte.

Mal wieder kommen Kühe vor - ja, die Tiere faszinieren mich. :)

Ich habe den Text noch nicht gross durchgelesen und auf Fehler überprüft. Wird später noch gemacht werden, ich bin aber dennoch für Anmerkungen froh, was so Stilverbesserung angeht. :)

taipan

Kapitel 12: Satz 29 - Auf hoher See

"Ich könnte mir niemanden vorstellen, von dem ich mir lieber die ehelichen Fesseln anlegen lassen würde."

Irritiert blinzelte er sie über den Rand des Ausdrucks in seinen Händen hin an. „Das ist nicht dein Ernst, oder? So etwas möchtest du veröffentlichen?!“

Maries Unterlippe schob sich schmollend nach vorne. „Du hast ja noch gar nicht richtig gelesen.“

„Weil mir der erste Satz schon gereicht hat. Ich mag keine Geschichten, die einem gleich wie mit einem Schrotgewehr eine direkte Rede ins Gesicht feuern. Ich mag es ruhiger.“

Sie zuckte mit den Schultern: „Da kann ich nichts machen, der erste Satz wird vorgegeben.“

Marc kniff die Augenbrauen zusammen und kratzte sich am Kopf, sodass seine braunen, dichten Locken noch weiter abstanden. „Aber was ist denn das für ein blöder Satz – eheliche Fesseln...“

Kurzentschlossen riss Marie ihm das Manuskript aus den Händen und rauschte davon. Als die Tür zu ihrem Zimmer zufiel, zuckten drei Männer zusammen.

„Marc, du hättest die Geschichte immerhin fertig lesen können, bevor du gleich deine Klappe aufreisst“, meinte Jack und zog sich die Pilotmütze zurecht.

Der Angesprochene liess sich in die Hängematte fallen. „Ich hab schon sicher fünfzig Geschichten von ihr gelesen. Alle handeln vom gleichen Ehepaar aus ihrer Lieblingsserie. Liebe, Herzschmerz und Schmalz.“ Als er es sich im Netzgewühl bequem gemacht hatte, fügte er hinzu: „Du bist ausserdem nicht in der Position, mich in Liebesdingen aufzuklären, Chef.“

Robinson, der bis anhin stumm über einer Partie Ego-Schach gebrütet hatte, kommentierte die Diskussion der beiden anderen mit einem simplen, aber unmissverständlichen Kopfschütteln und widmete sich dann wieder seinem Springer zu. Das Pferdchen flog übers Brett, ein weisser Bauer musste mit hängenden Schultern das Feld räumen und Robinson grinste erfreut.

Marc und Jack warfen sich einen langen Blick zu. Sie hatten es aufgegeben, sich darüber zu wundern, was Robinson an einer Partie gegen sich selbst so überaus erbauend fand. Auf dem Schiff war er jedenfalls goldwert. Keiner kannte die gefährlichen Ströme in der Bucht so gut wie er.

„Was macht sie überhaupt hier? Dies ist ein Schiff und kein Café für die intellektuelle Elite“, meinte Jack und warf einen Blick in Richtung der Tür, durch welche die wütende Autorin zuvor verschwunden war.

Marc seufzte: „Die Diskussion hatten wir auch schon. Ich kann nichts dafür, sie ist mir gefolgt und findet, die Stimmung hier sei gut für ihre Kreativität. Ausserdem braucht ein Schiff eine Frau an Bord, damit die Meerjungfrauen nicht angreifen. Sie hatte Beweise dafür.“

Der Captain nickte. Trotz dieser Beweislage missfiel ihm jedoch die Anwesenheit von Marcs Freundin auf dem Schiff. Sie hatten zu dritt Wochen damit verbracht, die White Pearl zu bauen. Da hatte ein Mädchen einfach nichts zu suchen, auch wenn sie zugegebener massen recht hübsch war. Jack war auch klar, dass Marc sie nicht fortschicken konnte, denn wenn Marie da war, war er wie verhext.

Jack wusste, dass nicht nur ihm dies aufgefallen war, denn er hatte mit Robinson

einmal darüber gesprochen.

Nun hatten sie das Problem, dass Marie sich in der Kapitänskajüte einquartiert hatte. Jedermann wusste, dass alle Abenteuer mit einer Schatzkarte ihren Anfang nahmen – welche alle in dem Raum lagen, wo Marcs blonde Freundin nun Fanstories über Liebe schrieb.

Der Hängemattenbewohner gähnte. „Mir ist langweilig, so öde hatte ich mir das Leben auf hoher See nicht vorgestellt.“

Jack nickte: „Mir steckt zwar der Angriff des Seemonsters mit der Riesenzunge noch in den Knochen, doch alles ist besser als dieses Nichtstun.“ Um seine Worte zu unterstreichen, zog er seinen Säbel hervor und fuchtelte etwas herum.

Auch Robinson schien nun des Schachspiels überdrüssig geworden zu sein, denn er liess sich nach hinten fallen und seufzte.

So sassen die drei wackeren Seebären an Deck, als ein fürchterliches Ungeheuer backbord auftauchte.

Jack und Robinson waren sofort auf den Beinen, Marc benötigte einen Moment länger, um sich aus dem Geflecht der Hängematte zu winden, doch dann war auch er bereit, dem mächtigen Monster entgegen zu treten.

„Kinder, hört mit dem Blödsinn auf, ich bin keine Medusa, sondern Jonas Mutter. Es ist spät, ihr müsst eure Abenteuer morgen weitererleben.“

Geknickt krochen Robin, Jonas und Marc unter dem Tisch hervor. Eine solch derbe Niederlage hatten sie schon lange nicht mehr einstecken müssen.

Eine Mischung aus [k]Pirates of the Caribbean[/k], [k]Calvin & Hobbes und einer meiner anderen AS-Kurzgeschichten, die einen ähnlichen Aufbau hatte. :)

Ich habe dies wirklich spontan geschrieben, daher ist die Logik wohl irgendwie abhanden gekommen und Tippfehler/Grammatikfehler werden wohl auch noch einige drin sein. Ich werde sie bei Gelegenheit korrigieren und würde mich über Kommentare von eurer Seite freuen. :9